

**GUTE
FRAGEN
SCHLECHTE
FRAGEN**

Es gilt das genehmigte Wort

VON BURKHARD SCHRÖDER

Im Journalismus gilt das Interview als zentrales Genre, es ist ein Mittel, um Informationen zu beschaffen. In Deutschland haben kritische Interviews allerdings keine Tradition. Burkhard Schröder über Hintergrundgespräche, Verlautbarungsjournalismus und Autorisierungswahn.

Der Profiboxer Norbert Grube – Kampfname: Prinz von Homburg – taucht in allen journalistischen Lehrbüchern auf. In einem Interview der ZDF-Sendung *Sport-Spiegel* im Jahr 1969 antwortete er auf alle Fragen des Moderators Rainer Günzler – gar nichts. Grube hatte sich geärgert, dass der Reporter sich vorher abfällig über Grube damals als skurril empfundenen Auftritt in der Öffentlichkeit geäußert hatte.

Grubes gesammeltes Schweigen gilt seitdem als die Mutter aller missglückten Interviews, also derjenigen Gespräche zwischen Journalisten und Interviewten, die in einem Dissens enden, was man miteinander reden soll oder ob überhaupt. Je nach Eloquenz und Intelligenz des Interview-

ten kann das auch anders ausgehen – wie etwa im kurzen, aber legendären Schlagabtausch zwischen Herbert Wehner und dem ARD-Reporter Ernst Dieter Lueg am Abend der Bundestagswahl 1976, die sich

Journalisten schreiben über Journalisten, die andere interviewen – wie etwa über Marietta Slomka, die sich vom Sigmar Gabriel sagen lassen muss, dass sie ihm das Wort im Mund umdrehen wolle.

gegenseitig als „Herr Lüg“ und „Herr Wöhner“ titulierten.

In einem protestantisch geprägten Land wie Deutschland, in dem das gesprochene Wort mehr gilt als die Tat oder das öffentliche Ritual, regt man sich gern über Gesagtes und andere Kinkerlitzchen auf. Journalisten schreiben über Journalisten, die andere interviewen – wie etwa über Marietta Slomka, die sich vom Politiker Sigmar Gabriel sagen lassen muss, dass sie ihm das Wort im Mund umdrehen wolle. Da kommen einem die Tränen. Oder von der Unterhaltungssendung, in der der Entertainer Markus Lanz und der Pfeifenraucher des Jahres, Hans-Ulrich Jörges, einen Art verbalen Shitstorm gegen die linke Politikerin Sahra Wagenknecht loslassen, damit der Kommunismus nicht schon wieder sein hässliches Haupt erhebe.

Das Interview gilt als das zentrale Genre der Medienlandschaft. Um so wichtiger ist es für Politik und Wirtschaft, diese Landschaft auch zu pflegen, also darauf zu achten, dass nichts publiziert wird, was nicht in den Kram passt. Bekanntes Mittel ist die sogenannte „Autorisierung“, die nicht zufällig von der Autorität abstammt, die im Mutterland des Obrigkeitsstaates immer noch die Gehirne prägt. Die Autorisierung von Interviews ist so typisch deutsch wie andere Dinge, die unübersetzt in andere Sprachen übernommen wurden – wie „Blitzkrieg“, „Kindergarten“, „Berufsverbot“ und „German Internet Angst“.

Diese Landschaftspflege führt sogar soweit, dass Volljuristen irrig behaupten, es gebe Gesetze, die dazu zwingen, ein Inter-



⤴ Marietta Slomka im Interview mit dem SPD-Vorsitzenden Sigmar Gabriel im HEUTE JOURNAL des ZDF am 28. November 2013

view im Nachhinein absegnen zu lassen – wie etwa der Dortmunder Medienrechtler Prof. Tobias Gostomzyk, der am 7. Mai 2012 allen Ernstes behauptete, die „Juristische Grundlage von Autorisierungen“ sei „das allgemeine Persönlichkeitsrecht“.

Bastard „Verlautbarungsinterview“

Bascha Mika, ehemalige Chefredakteurin der *taz*, schrieb schon am 28. November 2003: „Der Autorisierungsvorbehalt gilt Politikern in der Bundesrepublik als ungeschriebenes Gesetz. (...) Dabei haben Journalisten mitnichten die Pflicht, Interviews autorisieren zu lassen, weder rechtlich noch standesrechtlich.“ Damals erschien die *taz* mit einem weitgehend geschwärzten Interview mit dem SPD-Generalsekretär Olaf Scholz, dessen Mitarbeitern schon die Fragen zu gepfeffert waren. Der *taz* war sogar gedroht worden, sie in Zukunft von allem Hintergrundinformationen auszuschließen, seien ihre Redakteure nicht willfährig. Die von der *taz* danach – zusammen mit einigen anderen Medien – initiierte Kampagne,

Das Interview ist ein Mittel, um Informationen zu beschaffen. Es ist mitnichten ein Mittel, um jemanden zu ermöglichen, sich gut in der Öffentlichkeit darzustellen.

Interviews nicht mehr autorisieren zu lassen, lief ins Leere.

Das Interview ist ein Mittel, um Informationen zu beschaffen. Es ist mitnichten ein Mittel, um jemanden zu ermöglichen, sich gut in der Öffentlichkeit darzustellen. Ursprünglich, im angloamerikanischen Journalismus, wo das Interview als Genre entstand, war es ein Gespräch, eine journalistische Mischform, um es menschen zu lassen. Dröge Informationen verkaufen sich schlecht. Heute und gerade in Deutschland hat sich daraus der Bastard „Verlautbarungsinterview“ entwickelt, ein Gespräch mit meist vorher festgelegten Inhalten.

Ein Interview ist dazu da, dem Interviewten in einer mehr oder minder intimen Situation Dinge zu entlocken, die der oder die Befragte vielleicht freiwillig lieber nicht gesagt hätte, oder ihn oder sie mit Fakten zu konfrontieren, die ihn oder sie zusammenzucken lassen, kurz: der journalistischen Pflicht nachzugehen, den Mächtigen Fakten und Geheimnisse zu entreißen. Bei einem ergiebigen Interview der investigativen Art sind den Journalisten die Fakten oft vorher schon bekannt. Die Interviewten bekommen nur noch die Gelegenheit, sich dazu zu äußern oder die Angelegenheit verbal zu verschlimmbessern. Die jedoch in Deutschland gängige Praxis, bei einem beliebigen Thema per Kurzwahlspeicher des Smartphones die omnipräsenten Experten für alles abzuklappern, was denen spontan so einfällt, ist kein Journalismus, sondern bestenfalls Unterhaltung.

Die oft unklaren Produktionsbedingungen von Interviews, das sogenannte »

Anzeige

„Meine Ideen verwirklichen.“

Mit unseren flexiblen Lösungen für Ihre Finanzierung

Jeder Mensch hat etwas, das ihn antreibt.

Wir machen den Weg frei.

„O-Ton-Ziehen“, in dem möglichst knackige Zitate aus dem Zusammenhang gerissen werden, um größtmöglich skandalisierend zu wirken, hat die Krise der Gattung noch kumulieren lassen. Die Methode des Schweizer „Borderline“-Journalisten Tom Kummers, Interviews mit Prominenten gleich ganz zu erfinden, weil es auf das Gesagte gar nicht ankommt, sondern nur auf die Meldung, eine gefühlt glamouröse Person im Blatt zu haben, erscheint hier plötzlich nur zu konsequent.

Kritische Interviews haben keine Tradition

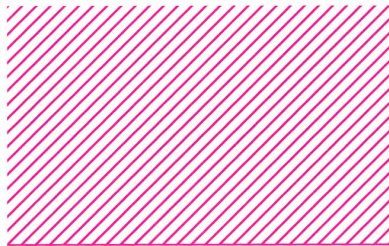
Kritische Fragen an die Obrigkeit oder diejenigen, die sich als Teil der herrschenden Klasse oder deren kulturelle Entourage halten, haben in Deutschland keine Tradition. „Im Grund bedurfte es auch hier (...) des Nachhilfeunterrichts durch die Alliierten nach dem Zweiten Weltkrieg“, schrieb der Kommunikationswissenschaftler Siegfried Weischenberg 2005 im „Handbuch Journalismus und Medien“.

Der Mythos, im angelsächsischen Journalismus seien Autorisierungen unüblich, ist jedoch nur ein urbanes Märchen. Zwar sind Journalisten im englischen Sprachraum weitaus kritischer, selbstkritischer und

Bei einem ergiebigen Interview der investigativen Art sind den Journalisten die Fakten oft vorher schon bekannt.

weitaus respektloser vor der Obrigkeit als ihre deutschen Kollegen, der Trend geht aber auch hier dazu, sich die Zitate absegnen zu lassen, um als Kompensation für diese Willfährigkeit an mehr exklusive Infos zu kommen. Traditionell wird das gesprochene Interview ohnehin nur bei wichtigen Persönlichkeiten benutzt. Man bevorzugt eher die Kunst, Zitate in Fließtext zu verwandeln.

Die Briten sitzen also im Glashaus, wenn zum Beispiel Ian Traynor vom *Guardian* am 16. Juli 2012 davor warnt, dass deutsche Journalisten „das Spiel der Politiker spielen“, wenn sie Interviews autorisieren ließen. Auch sie sind nicht frei davon, denn der Sprecher der deutschen Bundeskanzlerin



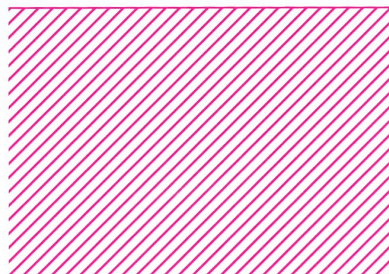
Meine goldenen Regeln für Interviews

Ein Interview sollte nicht länger als ungefähr 20 Minuten dauern. Was in dieser Zeit nicht gesagt werden kann, kann vermutlich gar nicht gesagt werden.

Interviews sollten von beiden Seiten aufgezeichnet werden. So vermeidet man einen (juristischen) Streit, ob etwas gesagt worden sei oder nicht. Der Interviewer kann der oder dem Befragten alternativ anbieten, ihr oder ihm das Gespräch in digitaler Form zukommen zu lassen.

Die Fairness gebietet, dass man nur das wörtlich zitiert, das auch so gesagt wurde. Presseprecher beklagen zu recht, dass aus Effekthascherei und der Lust zu skandalisieren Zitate willkürlich aus dem Zusammenhang gerissen werden. Daher muss eindeutig geklärt werden, welche Passagen als Teil eines nicht im Originalton zitierbaren Vor- und Hintergrundgespräches gelten und welche Passagen genau das Interview sind. Im eigentlichen Interview gilt aber: Gesagt ist gesagt.

Politikerinnen und Politiker und PR-Leute, die nicht in der Lage sind, so zu formulieren, dass das Gesagte wörtlich abgedruckt werden kann, ohne bearbeitet worden zu sein, sollten nicht interviewt werden. Die haben eben Pech gehabt und/oder den falschen Beruf gewählt.



beispielsweise habe auf die Frage, was geschehe, wenn der *Guardian* Zitate Merkels abdruckte, ohne sie vorher absegnen zu lassen, durchblicken lassen, dass „no more access here for your newspaper“ (kein weiterer Zugang für Ihre Zeitung) gewährt werde.

Es ist auch eine Legende, dass in den USA Autorisierungen unüblich seien. Ganz im Gegenteil: Jeremy W. Peters von der *New York Times* berichtet am 16. Juli 2012 unter der Überschrift „Latest Word on the Trail? I Take It Back“, von der längst gängigen Praxis in den USA, dass die Politik die Medien zu erpressen versucht, indem sie missliebige Frager von Informationen ausschließen. Für das Establishment der Unterhaltungsindustrie ist die „message control“ ohnehin schon die Regel. Mit Blick auf die letzten Präsidentschaftswahlen-Kampagnen schreibt Peters dazu etwas resignierend: „It was difficult to find a news outlet that had not agreed to quote approval, albeit reluctantly. Organizations like Bloomberg, The Washington Post, Vanity Fair, Reuters and The New York Times have all consented to interviews under such terms.“ Sinngemäß: Es war kaum ein Medium zu finden, das damit nicht einverstanden war, wenn auch widerwillig. Auch Bloomberg, die *Washington Post*, *Vanity Fair*, *Reuters* und die *New York Times* haben eingewilligt, unter solchen Bedingungen Interviews zu führen.

Eine neue Methode der Quasi-Autorisierung sei das so genannte „deep-background briefing“, Hintergrundgespräche mit wichtigen Personen aus Politik und Wirtschaft, zu denen nur ausgewählte Medienvertreter eingeladen werden, die nicht durch allzu kritische Haltung aufgefallen sind: Man darf die gewonnenen Informationen zwar verwenden, aber nicht als direkte Zitate, und man darf außerdem nicht durchblicken lassen, vom wem diese Erkenntnisse stammen.

Ein Patentrezept, diesem „embedded journalism“, also dem Autorisieren aus dem Weg zu gehen, gibt es nicht. Aber frei nach Schopenhauer – gilt für beide Seiten: „Daher nun ist die erste, ja schon für sich allein beinahe ausreichende Regeln (...) diese, dass man etwas zu sagen habe.“ □

Burkhard Schröder lebt als Schriftsteller und Journalist in Berlin. Von 2005–2007 war er Chefredakteur von *Berliner Journalisten*. Letzte Buchveröffentlichung: „Die Online-Durchsuchung“, dpunkt.verlag/Telepolis 2008 www.burks.de